

Nr. 15. **Posen, den 12. April.** **1891.**

Zwanzig Mark.

Novellette von Ulrich Frank.

Die table d'hôte im Kurhotel des eleganten Seebades neigte sich ihrem Ende. Der große Saal war überfüllt, an den langen vornehm gedeckten Tafeln hatten einige Hundert Personen Platz gefunden und trotzdem mußte in einer der zurückliegenden breiten Nischen für eine weitere Anzahl von Gästen besonders servirt werden. Die zweite Saison war glänzend. Der Spätsommer hatte noch eine Menge Erholungssuchender gebracht, und zu den am Strande der Ostsee alljährlich sich einfindenden Berlinern waren in diesem Jahre eine Menge Ausländer gekommen; vorzugsweise: Oesterreicher, Ungarn und zur Zeit in Deutschland lebende Amerikaner. Die wundervolle Strandpromenade gewährte ein ganz internationales Bild, und dieser Charakter des Badelebens machte sich an der table d'hôte ebenfalls bemerkbar.

Die Unterhaltung war vielsprachig, auch an dem in der Nische gedeckten Tisch wurde ebenso lebhaft englisch als deutsch konversirt. Die rechte Ecke des Tisches nahmen sieben Personen ein, die aber nicht zusammengehörten und so gruppirt waren, daß an der Querseite eine ältere, hochmüthig und selbstbewußt aussehende Dame Platz genommen hatte; neben ihr an der einen Langseite saß ein sehr lebhaft aussehendes, mit lustigen koketten Augen überall hinschauendes Mädchen, mit röthlichem Haar und einer Stumpfnase, mehr pikant als schön, aber unzweifelhaft ganz dazu angethan, den Männern die Köpfe zu verdrehen.

Der Herr, der ihr zur Rechten placirt war, schien diese Erfahrung an sich auch bereits gemacht zu haben. Mit Entzücken lauschte er auf ihr Geplauder, das aus einem Gemisch von amerikanischem Englisch und fremd accentuirtem Deutsch bestand, und mit Witz und Bosheit sich über einzelne Erscheinungen an den Tafeln erging.

Ihrem Tischnachbar zur Seite war ein junger, recht apathisch dreinschauender Herr placirt, dessen Haltung und Manieren ebenfalls den Amerikaner verriethen und an den das lebhafte Mädchen sich eben mit den Worten wendete: „The wine is nicely cool, Frank!"

„O yes, indeed, Triksy!" Nach dieser anstrengenden Antwort verfiel er wieder in den zähnestochernden Gleichmuth, den er bis dahin gezeigt hatte und überließ es den Anderen, die Unterhaltung zu führen.

Auf der anderen Seite des Tisches saßen die beiden Herren, vis-à-vis zwei Damen; die ältere Mister Frank, die jüngere seinem Nachbar gegenüber. Diese war eine überaus anmuthige Erscheinung, mit stolzem, edlem Gesichtsausdruck, und wurde von dem ihr vis-à-vis sitzenden Herrn mit verstohlenen Blicken, in denen sich leichte Verlegenheit zeigte, betrachtet. Assessor von Storkow befand sich in einer beneidenswerth-unglücklichen Lage. Den zwei interessantesten und hübschesten Mädchen, welche am ganzen Ostseestrande aufzutreiben waren, in so gefährlicher Nähe! Die übermüthige Amerikanerin mit ihren grünlich schillernden Augen, unergründlich, wie das Meer, wenn es bewegt ist, und die schöne graziöse Deutsche mit den tiefen, seelenvollen Blicken aus Augensternen so blau, wie die See, wenn sie still, träumerisch, unbewegt das Bild des Himmels in sich wiederspiegelt. Selbst der schneidigste und gewandteste Assessor hätte sich in dieser Situation nicht zurecht finden können, und so versuchte er es endlich, die dritte junge Dame anzusprechen, die, nicht sonderlich beachtenswerth, keine Rivalität mit den beiden anderen anzustreben schien, und sich ängstlich und schüchtern nur um die Behaglichkeit der hochnasigen Dame am Ende der Tafel kümmerte, an deren Seite sitzend sie die Tischordnung abschloß. Sie legte der alten Amerikanerin, die sie Tante nannte, die Speisen vor, achtete darauf, daß dieselbe keinerlei Bequemlichkeit entbehre und erweckte die Vorstellung, daß sie neben Fräulein Trikſy eine Art Aschenbrödelrolle spielte.

So war es auch in der That. Eva Morgan war von ihrer Tante, der reichen Frau Hatton, der Gattin eines New-Yorker Petroleummillionärs, nur zur Gesellschaft ihrer Tochter Trikſy mitgenommen worden, in der doppelten Eigenschaft einer Gesellschafterin und Kammerjungfer, denn Eva leistete den beiden Damen alle jene kleinen unscheinbaren Dienste, die für den Komfort unterwegs so vielbedeutend sind. Frau Hatton machte eine sehr erstaunte, fast mißbilligende Miene, als der Assessor sich an Eva wendete; sie fand es überflüssig, daß diese in die Unterhaltung gezogen würde. Alle Aufmerksamkeit und jedes Interesse sollte nur ihrer little Trikſy gelten, die sie vergötterte, und in deren Launen, Tollheiten, in deren dämonischer Lebhaftigkeit und übermüthiger Rücksichtslosigkeit sie die Quellen ihres mütterlichen Stolzes fand. Little Trikſy, so wurde sie von Kindheit an genannt, durfte Alles und erreichte Alles! So war es von frühester Jugend an gewesen. Das ganze Haus Hatton stand im Banne des schönen, launenhaften Geschöpfes. Papa Hatton, der seine Millionen nur sammelte, um Trikſy glücklich zu machen, die Mutter, deren einzige Lebensaufgabe es war, die Wünsche „darling's" zu erfüllen, Frank, der sich in seinem Phlegma dem Kultus, der mit der Schwester getrieben wurde, anschloß, soweit es sein Temperament gestattete . . . . kurz die ganze Familie!

Seit einigen Wochen weilten sie in Deutschland und hatten dies Seebad zum Sommeraufenthalt erwählt. Auf einem von Rügen nach dem Bade zurückfahrenden Dampfer hatten sie die Bekanntschaft Assessor von Storkow's gemacht, eines der wenigen Passagiere, der während eines starken Unwetters von der Seekrankheit verschont auf Deck blieb und dort neben Fräulein Trikſy, der seefesten Amerikanerin, in das wilde Stürmen und das tobende Wetter hinausblickte. Es hatte sich zwischen den beiden ein Gespräch entwickelt, und als man nach einigen Stunden bei wieder heiter gewordenem Himmel landete, war eine jener raschen und leicht intim werdenden Beziehungen zwischen Hattons und dem Assessor von Storkow angeknüpft, wie sie auf Reisen, begünstigt von der Zwanglosigkeit des Verkehrs, schnell geschlossen werden.

Seitdem war Storkow stets in Gesellschaft der Ausländer. Er ritt frühmorgens schon mit Trikſy und Frank strandwärts spazieren, sie frühstückten, dinirten und soupirten gemeinschaftlich, machten Segel- und Ruderpartien zusammen und jene selbstverständliche Vertraulichkeit hatte sich zwischen ihnen gebildet, wie sie das unausgesetzte Beisammensein, die Allen gemeinsamen Interessen des Badelebens unter den Menschen hervorruft. Der Assessor fühlte sich ganz zu Hattons gehörig und empfand dies mit um so größerem Behagen, als die junge, reiche Erbin ihn von Tag zu Tag mehr fesselte und ihn mit der souveränen Laune, mit der sie sich ihn unterwarf, ganz vergessen machte, daß, bevor er sie kennen gelernt, eine andere sein, wie es schien, leicht zu erregendes Herz entflammt hatte. Und diese andere saß ihm jetzt gegenüber und sprach eindringlich auf ihre neben ihr sitzende Mutter ein, damit sie so wenig wie möglich genöthigt war, aufzublicken und das kokette Liebesspiel zwischen Storkow und Trikſy zu beobachten.

Ein fataler Zufall, das Arrangement des Kellners hatte sie an diesen Tisch placirt, und sie sah erst, als es bereits zu spät war, um, ohne Aufsehen zu erregen, umzukehren, wer ihre Tischnachbarn waren. — — — Kein Blick, keine Miene verrieth, was in ihrem Innern vorging. Mit ruhiger Würde erwiderte sie Storkows Begrüßung und sah ihre Mutter, die beunruhigt und erschreckt ihre Tochter bei dieser Begegnung beobachtete, mit einem ermuthigenden Blicke an, als wolle sie sagen: „sei unbesorgt und ruhig, Deine Tochter, Sofia v. Rhoden, weiß sich zu beherrschen und vergiebt sich nichts“ — — — Der Assessor war jedenfalls zuerst frappirter, als die beiden Damen es scheinbar waren, als er sich ihnen so unerwartet gegenüber sah . . . aber er faßte sich ebenfalls rasch und gab sich bald wieder dem Zauber hin, den die temperamentvolle reizende Amerikanerin auf ihn ausübte, die ihm übrigens sehr unverhohlen zeigte, daß er auch ihr gefiele, und daß der deutsche Assessor und preußische Reserveleutenant von gutem Adel alle Aussicht habe, mit den amerikanischen Millionen sein altes Wappen neu vergolden zu können. Nur hin und wieder warf er einen heimlichen Blick auf sein vis-à-vis, und dann verglich er die beiden Mädchen mit einander, und so sehr Little Trikſy ihn begeisterte, mußte er sich doch gestehen, daß auch Sofia von Rhoden ein ganz wunderbares Mädchen sei — — — aber neben den persönlichen Eigenschaften fielen bei der Amerikanerin noch ihre Millionen ins Gewicht, ein junger Assessor darf solche Vortheile doch wahrhaftig nicht außer Acht lassen — ein Glück also, daß er sich bei Rhodens nicht fester engagirt — — — allerdings, er hatte ja ziemlich unverhohlen seine Bewunderung zu erkennen gegeben und Interesse zu erwecken gestrebt, aber . . . . das letzte Wort war noch nicht gesprochen worden und deshalb . . . . als er, so bemüht, sein Verhalten vor sich zu beschönigen, an diesem Punkte seines Gedankenganges angelangt war, mußte er Sofia die Bratenschüssel hinüberreichen; sie nahm sie aus seinen Händen mit einem Aufblick aus ihren klaren Augen, der ihn doch in Verlegenheit setzte, aber schon nahm Trikſy ihn wieder in Anspruch, indem sie ausrief: „Mister Storkow, we will go to sea at five o'clock!“

„Please!“ antwortete er, bereit, jeden ihrer Wünsche sofort zu erfüllen. — — —

Sofia plauderte mit ihrer Mutter. Die Majorin v. Rhoden hatte ihren Gatten in dem glorreichen Kriege von 1870 verloren . . . Bei Mars-la-Tour war ihr tapferer Gemahl siegreich an der Spitze einer Division vordringend von einer feindlichen Kugel niedergestreckt worden und hatte seiner Wittwe nichts anderes hinterlassen, als den ruhmvollen Namen eines wackeren, muthigen Soldaten, ihr kleines sechsjähriges Mädchen Sofia und ein geringes Kapital, das vereint mit ihrer Pension hinreichte, um in bescheidener Einfachheit lebend sich ganz der Erziehung ihres Kindes hingeben zu können. Dieser Aufgabe widmete sich die zur Zeit noch verhältnißmäßig junge Frau mit einem liebevollen Eifer, mit einer Sorgfalt und Treue, die sie völlig sich selbst vergessen ließ, wodurch der tiefe, leidenschaftliche Schmerz um den Verlust des Gatten in jene stille Wehmuth aufgelöst wurde, die es ihr möglich machte, heiter und froh mit ihrem Kinde zu leben, so daß Sofia nicht etwa in Trauer und Mißmuth ihre Kindheit verbrachte, sondern daß diese umstrahlt war von jener anmuthigen, schönen Heiterkeit echter Mutterliebe, die dem Wesen des Kindes einen eignen Liebreiz aufdrückte. Sofia's Unterricht, ihre ganze Entwickelung wurde von der Mutter sorgsam überwacht und mit genauer Berücksichtigung ihrer Individualität geleitet, ihre kleinen Talente wurden gepflegt, und so erwuchs Sofia zu einem jener seltenen Mädchen, das Adel der Seele und Schönheit des Körpers in aller geistiger und körperlicher Harmonie vereinte. Sie hatte das Selbstgefühl vornehmer Naturen, welches Bescheidenheit nicht ausschließt, und verrieth in ihrem Wesen eine gewisse ruhige Sicherheit, die heute der nunmehr gealterten und etwas müde gewordenen Mutter die Stütze zu werden versprach, die sie sich in ihrer Tochter großgezogen hatte.

Frau v. Rhoden's Stirn schien jetzt öfter umwölkt. Sofia hatte ihr sechsundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt und noch hatte sich kein Bewerber für sie gefunden, trotz aller Vorzüge, denn — sie gestand es sich seufzend — die Mitgift fehlte. Aber auch Sofiens Herz hatte noch nicht gesprochen, und Frau v. Rhoden dachte oftmals mit bitteren Empfindungen daran, daß ihr geliebtes, behütetes Kind nach ihrem Tode vielleicht den Kampf mit dem Leben würde aufnehmen müssen, daß sie eines ihrer Talente vielleicht würde ausnützen müssen, um ihr Brot zu verdienen. Welches? Sie sang sehr hübsch — die Bühne? Entsetzlicher Gedanke! Sie malte — — — das wäre schon eher etwas, ihr Lehrer rühmte ihre starke Begabung außerordentlich und meinte, daß sie besonders für Stimmung und Farbe von Wasser- und Seebildern sehr viel besäße. Deshalb waren sie in diesem Sommer an den Ostseestrand gegangen, und dort im weißen Sande der Dünen gelagert, um sich ihre Malapparate, suchte Sofia ihre Motive und malte flott und froh. — — Die Mutter saß dann gewöhnlich lesend in der Strandhütte und suchte nur zuweilen mit den Blicken ihren Liebling. Eines Vormittags hatte Sofia ihre Tour etwas weiter ausgedehnt nach der Spitze des langen Berges zu, wo sie vor einigen Tagen auf dem Strandweg, hinüberblickend nach der dem Meere entgegengesetzten Seite, ein prächtiges Landschaftsbild in einem kleinen länglichen Binnensee gefunden hatte, an dessen Ufer eine laubumsponnene Hütte stand, während etwas höher aufwärts liegend eine Windmühle sich vom Horizont scharf silhouettirte. — — Es sah köstlich aus, voll Lieblichkeit und idyllischer Ruhe. Sie hatte sich daran gemacht, es zu malen und hurtig ging sie auch heute ans Werk, stellte die Feldstaffelei auf, nahm Pinsel und Palette zur Hand und malte so eifrig, daß sie es gar nicht bemerkte, wie von hinten Jemand sich ihr im weichen, lautlosen Dünensande näherte, und über ihre Schulter geneigt, ihrer Arbeit zusah . . . . Der Strand und die Wege waren um diese Mittagszeit menschenleer, der große Hut beschattete so tief ihr Gesicht, daß sie von der Gestalt hinter sich gar nichts merkte, da — eine leichte Bewegung, ein leichter Aufschrei . . . sie hatte den Beobachter gesehen.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein . . . . es war zu verlockend und dann“ — — Sie hatte zusammenschreckend einen breiten, flachen Pinselstrich auf den gestern gemalten, etwas unruhig bewegten, wie von leichtem Lufthauch geschwellten See gemacht, und schickte sich an, diesen unfreiwilligen Strich zu korrigiren . . . . „O, nicht doch . . . . finden Sie diesen glatten, flachen Streifen nicht originell in den kurzen, stark aufgetragenen Wellen, die Sie gemalt haben? — bitte, sehen Sie nur! Zum Aendern und Verbessern haben Sie

immer noch Zeit" . . . . Sie ließ die erhobene Hand mit dem Pinsel sinken und sah ihn halb belustigt, halb zweifelnd an, noch immer keines Wortes mächtig . . . Das war eine merkwürdige Art, sich einer Fremden zu nähern, endlich stammelte sie:

„Mein Herr . . .

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, gnädiges Fräulein, daß ich unbescheiden, zudringlich, keck bin . . . . zugestanden! Aber weshalb malen Sie auch so reizend? So . . . so . . . als ob die Lorbeeren Gudes oder Scherres Sie nicht ruhen ließen" . . .

Sie lachte leise auf. „O, mein Herr, Ihr Scherz geht zu weit" . . . erwiderte sie und blickte wie suchend um sich, und in der That, dort kam Frau v. Rhoden an, die wie immer nach ihrem Töchterlein ausspähend die Annäherung eines Mannes gesehen und sich sofort aufgemacht hatte, um bei ihr zu sein. Etwas schwerfällig keuchte sie durch den Sand heran, auch Storkow bemerkte sie und begriff den Zusammenhang.

„Verzeihung, mein Fräulein", sagte er daher hastig, „ich würde mir nicht erlauben, Ihnen Komplimente zu machen, aber dieses Bildchen wird entzückend; es ist von so poetischer Stimmung, so künstlerisch erfaßt und ausgeführt — und sehen Sie, dieser breite unwillkürliche Schreckensstrich macht sich wirklich gut" . . . In diesem Augenblicke war die Majorin herangekommen und mit vollständig weltmännischer Routine und Eleganz wendete er sich zu ihr und sagte: „Regierungsassessor von Storkow, Premierlieutenant der Reserve bei den Pasewalker Kürassieren" . . . . er machte vor beiden Damen hierauf eine tiefe Verneigung, so war die Bekanntschaft gemacht.

Von diesem Vormittag an war er der stete Begleiter der Damen. Er trug Sofiens Staffelei zum Malen und der Majorin Plaid bei den Ausflügen; er suchte und fand mit dem jungen Mädchen die malerischsten Punkte des schönen Strandes, und las ihr Nachmittag, während sie im Walde ruhten, den „Ekkehard" vor. Sie schwärmten zusammen von den wundervollen Spätsommertagen an der Ostseeküste; von der leuchtenden Pracht und Schönheit der Sonne, die all ihre kraftspendende Herrlichkeit auf die wenigen Tagesstunden konzentrirte, als wollte sie vor dem herbstdrohenden Scheiden und Meiden sich nochmals in ihrer gesammelten Pracht und intensiven Stärke zeigen. Kam sie auch spät am Morgen und ging sie des Abends auch früh zur Rüste, so färbte sie doch tagsüber die weiten Buchenwälder bunt, und gab dem üppigen Waldboden die reichsten, sattesten Farben. Das war ein Leuchten und Glühen und Prangen! Und in all der sie umgebenden Schönheit regte sich's auch in den jungen Herzen, die Majorin sah es mit mütterlich-bangem Wünschen und Hoffen, und Sofia ahnte es in den Glücksgefühlen, die sie durchdrangen — — — das letzte Wort aber blieb — — — ungesprochen.

Am Tage nach seiner Rückkehr von einem Ausflug nach Rügen, den Rhodens nicht mitgemacht hatten, weil Sofia die Seekrankheit für ihre Mutter fürchtete, kam ein nichtssagendes Billet von ihm, in dem er sein Ausbleiben mit einer gesellschaftlichen Verpflichtung entschuldigte. Dann sahen sie ihn hie und da in der Gesellschaft der amerikanischen Familie, die er ihnen vorzustellen wünschte, was Sofia aber entschieden ablehnte, weil das laute, kokette Wesen des einen der jungen Mädchen ihr wiederholt unangenehm aufgefallen war. — — Er kam dann noch ein und das andere Mal, aber er war zerstreut und verlegen, und so mieden sie ihn endlich und befanden sich seit vierzehn Tagen heute an der table d'hôte zum ersten Male wieder in seiner Nähe . . . . Mutter und Tochter hatten in gegenseitiger Rücksicht für einander über Storkows Verhalten sich nicht ausgesprochen. Beide empfanden es schmerzlich und kränkend, der ruhigen Haltung Beider bei Tisch aber merkte man nichts von dem an, was ihre Gedanken beschäftigte, sie betrachteten es jedoch wie eine Erlösung, daß die Tafel sich ihrem Ende näherte.

Es war drückend heiß im Saale . . . .

„Herr Assessor, wollen Sie unsere Couverts bezahlen, — please?" . . . . sagte Frau Hatton zu Storkow, in der Gewohnheit, Alle in ihrer Umgebung sich dienstbar zu machen . . . .

„Mit Vergnügen, gnädige Frau," antwortete dieser, zog sein Portemonnaie aus der Tasche und entnahm demselben ein Zwanzig-Markstück, das er vor sich auf den Tisch niederlegte, in der Nähe seiner Weinflasche, die zwischen dem Couvert von Trikfy und dem der gegenüberliegenden Seite stand — — —

„Es ist zu heiß hier, wir wollen das Ende nicht abwarten und den Kaffee draußen trinken" . . . . Damit erhob sich Frau Hatton, mit ihr zugleich ihre Nichte Eva Morgan, während Storkow sich an seinen Nachbar Mister Frank, der ebenfalls aufgestanden war, mit der Frage wendete, welchen Wein er getrunken habe? . . . .

„Brauneberger, Mister Storkow, please" . . . . bei diesem Worte folgte er seiner Mutter. In diesem Augenblicke drehte sich der Assessor zurück, um das Geldstück zu nehmen — — — es war verschwunden. Er sucht nach links und rechts, schiebt die Servietten, die Flaschen, Gläser und Teller beiseite — — es ist nicht da; endlich sieht er Trikfy an, die mit völlig gleichmüthigem, fast gelangweiltem Gesichtsausdruck vor sich hinblickt, dennoch glaubt er im schelmischen Blinzeln ihrer Augen die Neckerei zu lesen, daß sie das Geld versteckt hat . . . er sieht sie an.

„Gnädiges Fräulein . . . bitte . . . Sie haben" . . .

„Ihr Geld?" fährt sie auf und springt empor, „ich habe es faktisch nicht, Herr Lieutenant" . . . und damit verläßt auch sie den Speisesaal.

Nochmals beginnt Storkow nach allen Richtungen zu suchen. Er greift in Rock- und Westentaschen, ob er es nicht dort lose hineingesteckt habe — nichts! Wieder werden alle Geräthschaften im Umkreise der von der Gesellschaft eingenommenen Plätze untersucht — nichts! Eine peinliche Verlegenheit malt sich auf seinem Gesicht. Der Oberkellner, der das Geld einzieht noch bevor Butter und Käse gereicht werden, so daß alle Gäste noch am Tische sitzen, kommt näher und immer näher — — — Storkow zieht sein Portemonnaie nochmals hervor, vielleicht hat er das Goldstück wieder zurückgelegt und wie er es weit öffnet, erkennt Sofia, die unwillkürlich hinüberblickt — — — daß es nicht darin ist und — was schlimmer ist, daß auch kein zweites sich in dem Portemonnaie befindet. Ihre Verlegenheit und Angst ist fast nicht geringer als die seine — — — in jedem Moment kann der Kellner kommen und dann diese Beschämung, diese Lächerlichkeit, nicht bezahlen zu können, diese Demüthigung, von den hochmüthigen, geldstolzen Amerikanern das Geld verlangen, hereinholen zu müssen, das er für sie auslegen sollte . . . . Sie empfand in ihre stolze Seele hinein die Blamage, die ihm bevorstand; all das Leid und die Kränkung, die sie um seinetwillen erduldet hatte, waren vergessen. Zerstreut nahm sie das Geldbeutelchen in Empfang, das die Mutter ihr gab, damit sie bezahle; sie sah nur wie er sich nochmals zur Erde bückte, um dort zu suchen, da — — — ein Gedanke! Rasch entnahm sie dem Portemonnaie ein Zwanzig-Markstück und schob es hastig unter die Serviette ihres Gegenübers — — — als Assessor von Storkow seinen suchenden Blick von der Erde wieder erhob und wie resignirt von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen die Serviette zurückschob, um sich, ohne zu bezahlen zu erheben, sah er das blitzende Gold vor sich — — — In diesem Augenblicke kam der Oberkellner heran.

Storkow hatte die Situation sofort durchschaut — — aber er berichtigte die Rechnung, ohne eine Miene zu verziehen oder gar ein Wort zu sagen — — Während nun auch Sofia ihre Couverts und ihren Wein bezahlte, kam lachend Trikfy zurück und hielt dem Assessor ein Zwanzig-Markstück hin.

„Ich habe es doch genommen — — Herr Lieutenant! . . . hier ist es." . . .

„Sie scherzen, mein Fräulein, das ist nicht möglich . . . Ich habe das Geld soeben hier unter meiner Serviette gefunden."

„Aber ich" . . .

„Faktisch, mein Fräulein! Das Goldstück lag hier, bitte, behalten Sie das Ihrige" . . . Mit leichter Verneigung hatte Sofia sich erhoben, ihre Mutter machte eine ceremoniösere Verbeugung und beide verließen die Tafel. Trikfy starrte Storkow groß an. In ihren Augen blitzten Thränen des Zornes und der Scham.

„But, Mister Storkow, I assure you" . . .

„Never mind, Miss Hatton!" . . . er verbeugte sich, und wüthend mit dem Fuße aufstampfend, stürzte das Mädchen

aus dem Saal. — — Die Familie Hatton trank heute ihren Kaffee allein, und Miß Trikſy hatte Zeit, über den Unterſchied zwiſchen deutſchen Zwanzig-Markſtücken und amerikaniſchen Dollars nachzudenken.

* * *

Am Abende deſſelben Tages ſaßen Frau v. Rhoden und ihre Tochter auf der Landungsbrücke und ſchauten auf das in nächtliches Dunkel gehüllte Meer hinaus und nach dem glitzernden Sternenhimmel empor, als plötzlich aus der Dunkelheit eine hohe Männergeſtalt vor ihnen auftauchte.

„O, mein Fräulein, geſtatten Sie, daß ich Ihnen danke. Sie ahnen nicht, was Sie für mich gethan haben. Es war nicht blos die momentane Verlegenheit, aus der Sie mich befreit haben, Sie haben mir einen Dienſt für's Leben erwieſen! Dieſer kokette, rückſichtsloſe und taktloſe amerikaniſche Uebermuth fand eine Grenze an deutſcher Klugheit, Würde und Güte!“

„Herr v. Storkow, Sie überſchätzen den kleinen ſelbſtverſtändlichen Eingriff“ . . .

„Bitte, bitte, ſprechen Sie nicht ſo, Fräulein v. Rhoden, . . . denn dann zürnen Sie mir noch und Sie ſollen, Sie dürfen mir nicht zürnen! O, bitte, gnädige Frau, ſeien Sie meine Fürſprecherin . . . es war ja abſcheulich und dumm und unerhört und . . . und . . . o, Alles, was Sie wollen, ich gebe Alles zu, aber vergeben Sie! Sie wiſſen gar nicht, wie dieſes Freie, Hochmüthige — Selbſtbewußte, dieſes Kokette, Uebermüthige, Launenhafte reizt und blendet — aber nur für kurze Zeit — — — man kommt zur Beſinnung und das danke ich Ihnen, und Sie werden Ihr Rettungswerk vollenden . . . ſonſt — — ſonſt ſtürze ich mich von hier in den Ocean“ . . .

In leiſer, ahnungsvoller Freudigkeit empfand ſie ſeine Worte . . . Da war er in ſeiner Friſche und ſeinem Freimuth, die ſie zuerſt zu ihm hingezogen hatten . . . was vergiebt ein zärtliches Mädchenherz nicht Alles?

„Und der breite Pinſelſtrich auf dem Bilde, iſt er noch da?“

„Ja!“

Er ſprang nicht in den Ocean, ſondern ſaß wenige Minuten ſpäter neben ihr — — — dicht, ganz dicht, und ſie ſahen beide zum ſternbeſäeten Himmel hinauf, mit ſeinen im Spätſommer beſonders ſtarken Sternſchnuppenfällen, und als ſo ein leuchtender Punkt plötzlich niederfiel, da ging durch Beider Gedanken das Wörtlein: Glück! Er aber ſagte: „Wir haben Beide daſſelbe gedacht!“

Als einige Tage ſpäter der Regierungsaſſeſſor und Premierlieutenant Adalbert von Storkow bei der Frau Majorin von Rhoden um die Hand ihrer Tochter warb, da ſagte dieſe: „Aber, mein lieber Aſſeſſor, Sofia hat kein Vermögen“ . . .

„O, beſte, verehrte Frau von Rhoden, wenn ich auch nicht gerade reich bin, aber mein kleines Gut Tiſſow bei Stargard, wo ich im Sommer mit meiner Frau und meiner Schwiegermutter wohnen werde, giebt eine hübſche Rente und ich hoffe, Karriere zu machen . . . ſo ein Landrath“ . . .

„Aber“ . . .

„Kein Aber, gnädige Frau. Sofia bringt ihrem Gatten die herrlichſten Gaben: Eine vornehme, reine Seele, ein gutes Herz, die vollendetſten Lebensformen, die höchſte Bildung, die köſtlichſten Talente“ . . .

„Und zwanzig Mark als Mitgift!“ ſagte die Majorin gerührt lächelnd, und reichte ihrem künftigen Schwiegerſohn die Hand.

Aphorismen.

Was iſt das Leben wenn die Ehre fehlt,
Wenn man dem Mann die eig'ne Achtung raubt
Und ihn zum Vorwurf für ſich ſelber macht?
Genommen haſt du ihm jedweden Werth,
Des Geiſtes Würde und der Seele Flug.
Wenn du dem Aar die Schwingen abgebrochen,
Muß er im Staube der Gemeinheit kriechen,
Der von der Erde ſich zum Himmel hob.

M. Ring.

* * *

Unwillkürlich halten wir immer das Leben für ein Feenmärchen, in welchem jede gute Handlung durch ein Wunder belohnt werden ſoll. Weder Gewiſſensruhe, noch Selbſtzufriedenheit, noch guten Ruf bei den Leuten rechnen wir als Entgelt; Schätze, welche doch koſtbarer ſind, als alle andern, deren Werth man aber erſt merkt, ſobald man ſie verloren hat.

E. Souveſtre.

* * *

Giebt's etwas Schöneres, als Männlichkeit
Mit Ungemach und Noth im edlen Streit?
Giebt's etwas Edleres, als heitern Blick
Umfluthet von Verluſt und Mißgeſchick?
Als Vorwärtsdringen auf gehemmter Bahn|
Zum Ehrenpreis beſtrittnen Sieg's heran?
Iſt's nicht die Frucht, mit keckem Muth gepflückt,
Die tiefer als geſchenkte uns beglückt?

Melchior Meyr.

* * *

Was hilft es, viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.

Goethe.

* * *

Arbeit, edle Himmelsgabe,
Zu der Menſchen Heil erkoren,
Nie bleibt ohne Troſt und Labe,
Wer ſich deinem Dienſt geſchworen.
Dir entſpringt der Weiſen Labe
Und dich meiden nur die Thoren;
Ungeſtützt von deinem Stabe,
Ach, wie oft wär' ich verloren!

Bodenſtedt.

Heiteres.

Beim Alibibeweis. Richter: „Joſeph Blauſtein, wo ſind Sie Donnerſtag von 2 bis 5 Uhr geweſen?“

Angeklagter: „Wo werd' ich geweſen ſein? Im Café Spitzmann bin ich geweſen.“

Richter: „Was haben Sie dort gemacht?“

Angeklagter: „Was werd' ich da gemacht haben? Von dem Simon Cohn hab' ich mir ausgeliehen 10 Mark.“

Richter: „Und das hat von 2 bis 5 Uhr gedauert?“

Angeklagter: „Nu — pumpen Sie 'mal Simon Cohn an, Herr Rath!“

* * *

Schüchternheit. Gräfin bei Tiſch zum neuen Hauslehrer: „Wie können Sie nur dieſe heiße Fleiſchbrühe eſſen, Herr Schmidt, ohne ſich den Mund zu verbrennen?“

Hauslehrer: „Gnädige Frau, Sie irren ſich. Ich habe mir den Mund verbrannt.“

* * *

Der Gipfel der Grobheit. Prinzipal zu ſeinem Buchhalter: „Müller, machen Sie ſich fertig, ich will mit Ihnen nach dem Zoologiſchen Garten gehen. Ich habe Sie wiederholt Rhinoceros genannt; nach Ihrer heutigen Leiſtung fühle ich mich aber verpflichtet, in Ihrer Gegenwart das Vieh um Entſchuldigung zu bitten, daß ich es mit Ihnen auf eine Stufe geſtellt habe.“

* * *

Am Charfreitag kommt ein kleines Mädchen aus der Kirche zurück und verkündet dem Papa die Botſchaft: „Es giebt keinen Gott mehr.“

„Aber Grethe, in Deinem Köpfchen rappelt's wohl?“

„Nein, Papa, der Prediger hat geſagt, daß Gott für uns alle am Kreuze geſtorben wär'.“

* * *

Börſenwitz. Der Aktionär einer Bank, welche eine gegen das Vorjahr weſentlich geringere Dividende vertheilt, fragt bei der Verwaltung telephoniſch an: „Warum iſt Ihre Dividende diesmal ſo gering?“

Antwort: „Bitte deutlicher.“

Der Aktionär wiederholt die Anfrage.

Direktion: „Wir verſtehen kein Wort; es muß an der Leitung liegen!“

Aktionär: „Ja, das glaube ich auch! Schluß!“

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Poſen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röſtel) in Poſen.